

Zaubermeister und Schüler

Eine Erinnerung an den Katharinenmarkt

von *Thomas Keilhack*

Die Topographie unseres Dorfes hat feste Bezugspunkte: Die Kirche (die jeder gefälligst im Ort zu lassen hat); das Rathaus; das Geviert des Franziskanerklosters; die Wirtshäuser; die Festhalle; das Vogtshaus; den Bahnhof: wir blicken auf die Konstellation einer dörflichen Welt. Diese Bauwerke als unverwechselbare Wahrzeichen haben auf Grund ihrer Gestalt, ihrer Geschichte oder ihres Bezuges zu unserer Tradition alles Recht, in die ewige Bestenliste unserer Ortsarchitektur aufgenommen zu werden.

Aber da auf der Erde nichts von Bestand ist, waren diese Trutzburgen dörflichen Selbstbewusstseins dem jeweiligen Zeitgeist unterworfen: Die Dorfkirche bekam einen Turm; das Rathaus musste eine Fensterachse an den Strassenverkehr abgeben; aus dem Franziskanerkloster tönt kein Mönchsgesang mehr, sondern munteres Vereinsleben; Wirtshäuser wie das „Rössle“ oder die „Linde“ machten dicht oder verschwanden ganz von der Fläche; die zugige Halle, mythischer Ort unvergessener Fastnachtshälle, musste einem Bürgerhaus weichen; beim „Bahnhöfle“ steigt schon lange keiner mehr in den Schienenbus nach Lahr, und aus der Tür des Vogtshauses tritt kein strenger Vogt auf die Strasse, sondern jemand mit Kopfweh, der in der dort seit Jahrzehnten untergebrachten Apotheke gerade ein Aspirin gekauft hat (möge es ihm mittlerweile besser gehen).

Als Kinder begegneten wir den ehrwürdigen Bauwerken unseres Dorfes mit vorsichtigem Respekt. Ohne dass uns jemand von Baustilen oder Baumeistern erzählt hätte, spürten wir doch die Aura, die von dem alten Gemäuer ausging. Aber wie selbstverständlich zögerten wir keine Sekunde, die Burgruine für unsere Ritterspiele in Besitz zu nehmen, und in der nachmittäglich stillen Kirche konnten wir uns, wenn's nötig war, vor den Spielkameraden gut verstecken. Im Rathaus mit der angrenzenden Schule, die einst die Franziskanerkirche gewesen war, rannten wir – trotz aller Gespenster – solange die dunklen Gänge rauf und runter, bis es dem Bürgermeister, besonders am Grundbuchttag, einfach zuviel wurde.

Nun hat aber in unserem Dorf hin und wieder eine Reihe von merkwürdigen Bauwerken das Licht des Tages erblickt, denen im Gegensatz zu den erwähnten Baudenkmalern von vornherein eine kurze,

oft nur wenige Stunden oder Tage dauernde Lebenszeit beschieden war, Bauwerke, die so schnell wieder verschwanden wie sie über Nacht von fleissigen Händen errichtet wurden. Ihr ephemeres Dasein verdankten sie ihrer engen Zweckbestimmung, die ausnahmslos an ein festliches Ereignis im Dorf gebunden war, und ihre fragile, empfindliche Konstruktion fügte sich aus vergänglichen, nicht auf Dauer berechneten Baumaterialien zusammen. Die Rede ist von der dörflichen Festarchitektur, dieser bescheidenen Erbin höfisch-barocker Festgebräuche, die bei Kirchenfesten oder Vereinsfeiern im Dorf damals unabdingbar war. Wir Kinder schenkten diesen luftigen Gebäuden besondere Aufmerksamkeit, sie beflügelten unsere Phantasie, denn wir wussten, dass nun ein ausserordentliches Ereignis bevorstand, das uns einen schulfreien Tag bescheren würde.

Ich erinnere mich an eine hoch aufragende Ehrenpforte, die sich elegant vom Rathaus über die Hauptstrasse hinweg auf das gegenüberliegende Trottoir schwang. Dieses Gerüst aus Holzlatten war mit Tannenreisig und Birkenzweigen verkleidet und trug ein mit Girlanden behängtes Willkommensschild, und unzählige Blüten aus buntem Krepp leuchteten von dem Grün der Zweige. Wahrscheinlich wurde dieses Bauwerk – wie andere vor und nach ihm – für den Durchmarsch eines Festzuges errichtet. Ganz ähnlich waren die Podien geschmückt, auf denen Blaskapellen und Gesangsvereine Platz nahmen, sei es im Freien oder unter dem Dach fahngeschmückter Bierzelte, die mit ihren gewaltigen Ausmassen nicht länger als für eine Woche die Dachlandschaft des Dorfes bereicherten. Unvergessen die Altäre für die Fronleichnamsprozessionen jener Jahre, kunstvolle Bauwerke aus bemalten Holzbrettern, geschnitzten Säulchen und funkeln den Heiligenbildern. In enger Anlehnung an die Altäre der Dorfkirche besaßen sie Treppen mit teppichbelegten Stufen, mitunter einen kleinen Baldachin und waren umstellt von prächtigen Blumengestecken – und hatten doch nur den Zweck, für nur wenige Minuten als farbenprächtige Kulisse einen würdigen Rahmen für den segenspendenden Herrn Pfarrer abzugeben.

Auch der Katharinenmarkt ist – damals wie heute – ohne eine ganze Palette von „Augenblicks“-Architekturen nicht denkbar. Karusselle, Schiffschaukel, Autoscooter – sie alle beehren mit ihren aufwendigen und komplizierten Konstruktionen nur für wenige Tage die Dorfplätze, wo sie mit ihren Fassaden und Scheinarchitekturen die Menge anlocken. Auch die Marktstände – von der wackeligen Bude bis zum hochmodernen Trailer – können auf beliebte Versatzstücke

von Architektur nicht verzichten: hier ein wenig Fachwerk, dort ein kleines Giebelchen oder noch ein „gotisches“ Fensterchen.

Spätestens wenn dann die Gemeindearbeiter begannen, entlang der Dorfstrassen die Stände für den Katharinenmarkt aufzubauen, konnte das Erwartungsfieber uns Kinder kaum noch bremsen. Diese Straßenstände, die von der Gemeinde an die Marktfahrer vermietet wurden, waren die allerersten, unwiderlegbaren Anzeichen für das große bevorstehende Dorffest, oft schon an dem selben Tag zusammengeschraubt, an dem die ersten Karussell-Wagen die Dorfstraße herauftuckerten.

Die bunten Maschinenarchitekturen der Karussellgeschäfte waren ohne Zweifel die bevorzugten Objekte unserer Neugier. Fasziniert verfolgten wir, wie ihre glühlampenbestückten Gerüste langsam über unseren Köpfen in den grauen Winterhimmel wuchsen. Aber wir hatten zu diesen mechanisierten Manegen keinen Zutritt; wir hätten uns auch nicht getraut, den grimmig dreinschauenden Monteuren im Weg zu stehen. Manches in der Funktionsweise dieser fremden Superapparate blieb uns rätselhaft; denn zu kurz war die Verweildauer dieser technischen Monstren, die wie glitzernde Raumschiffe auf den Dorfplätzen abgestellt waren wie zum schnellen Auftanken vor dem nächsten Raumflug: Raumschiffe, deren flüchtige Existenz ohne den traditionellen Katharinenmarkt für uns nicht vorstellbar war.

Die gemeindeeigenen Marktstände waren einfache und nicht sehr stabile Holzgestelle aus dünnen, grob gehobelten Latten, billig zusammengehämmerte Konstruktionen, deren Zeck darin bestand, allenfalls für zwei Tage die Verkaufsfläche für diverse Waren und Krimskrams abzugeben, um nur wieder, gleich nach dem Fest, im Depot zu verschwinden. Im Gegensatz zu den überwachten Arealen der Karusselle war die Reihe der unfertigen Marktstände für uns Kinder ein offener Abenteuerspielplatz, auf dem wir ohne jede Aufsicht herumtobten. Unsere Phantasie verwandelte diese harmlosen Holzgestelle, waren sie noch kahl und ohne innwendiges Leben, zu düsteren, giraffenartigen Blutgerüsten. Bis diese Stände von den Marktleuten in Besitz genommen wurden, dienten die Brettertische dieser wackeligen Gestelle als willkommene Theaterbühnen, auf denen wir in wechselnden Rollen mit viel Geschrei schauerliche Ritterdramen aufführten, bis jemand aus der Nachbarschaft es müde war und uns ein paar Häuser weiterscheuchte.

Aber zu keiner Zeit ließen wir bei unseren handgreiflichen Ritterspielen einen ganz bestimmten Marktstand aus den Augen, in dem

sich – zumindest für uns Kinder – eines der vielen Wunder des Katharinenmarktes ereignen würde. Dieser Stand war der einzige, auf dem wir nicht herumkletterten, der einzige, den wir regelrecht bewachten und sorgenvoll beäugten. In diesem wunderbaren morgendlichen Durcheinander, in dem jeder Marktfahrer seine letzten Vorbereitungen traf und händereibend den ersten Kunden entgegensah, wo endlich die blauen Abdeckplanen von den Karussellen genommen wurden, wo schon die ersten fetten Würste auf den Rost gelegt wurden – in diesem herrlichen und lebensprallen Durcheinander interessierte uns zunächst nur dieser eine leere Marktstand, der ab der nächsten Stunden für ganze zwei Tage zu unserem magischen Ort und zum Zentrum unserer Erwartungen werden würde. Ungeduldig erwarteten wir seinen Inhaber, unseren sehnlichst erwarteten Magier und Zaubermeister. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie dieser lange Mensch steifbeinig aus seinem qualmenden DKW kletterte, an den ein kleiner Anhänger gekuppelt war. Als erstes nahm er den angemieteten Marktstand in Augenschein; gelassen umrundete er mit großen Schritten die Holzkonstruktion. Er klopfte auf eine Stange hier, zog an einem Brettchen dort und rüttelte immer wieder an den Holzstreben, bevor er sich zufrieden zeigte. Hatte er seine Inspektion beendet, rieb er sich die Hände, streifte ein Stäubchen von seinem Mantelrevers und schnäuzte sich in sein Taschentuch. Dann – wie uns auf die Folter zu spannen – verschränkte er die Hände hinter seinem Rücken und betrachtete in aller Ruhe mit wippenden Schuhsohlen das Geschehen auf der Dorfstrasse. Er schickte seine Grüsse zu seinen Nachbarn nach links und nach rechts, bis er zuletzt schnüffelnd die Luft einzog und mit schmalen Augen den Winterhimmel prüfte, als hätte er von dort ein geheimnisvolles Zeichen erwartet, das nur für ihn bestimmt war. Dann plötzlich schlug er sich an die Stirn, als hätte er bis eben die wichtigste Sache der Welt vergessen. Er nahm regelrecht Haltung an, lupfte seinen schwarzen Homburg und grüßte freundlich winkend zu uns Kindern auf die andere Straßenseite hinüber, wo wir atemlos seinen Auftritt verfolgt hatten und stolz waren, dass dieser außerordentliche Gruß nur uns gegolten hatte. Denn jetzt erst, mit diesem einen Gruß unseres großen Freundes, war für uns die Gewissheit gegeben, dass die kurze Zeit des Ausnahmezustandes gekommen war, die Zeit für fette Beute! Freiheit und Raubritterleben! Noch war der Markt etwas schläfrig. Ein Teil der Leute weilte in den Gottesdiensten und lauschte der Predigt, andere saßen an den Stammtischen, während zu Hause die Frauen die Sonntagsbraten be-

gossen, und da es die Menschen in den benachbarten Dörfern auch nicht anders hielten, wurde die Masse der Besucher erst am Nachmittag erwartet.

Fasziniert von dem sich uns bietenden Schauspiel sahen wir zu, wie nun jede Gelassenheit von diesem Menschen wich, als er mit dem Herrichten seines Marktstandes begann. Er verrückte das eine, sortierte das andere, kramte neues Material hervor, ohne anderes versorgt zu haben. Und dieses mantelflatternde Gerenne! Unzählige Male eilte er mit seinem quietschenden Sackkarren zwischen Fahrzeug und Marktstand hin und her, um unzählige kleine und große Holzkisten herbei zu schaffen, in denen die von uns so begehrten Schätze verpackt waren.

Erst wenn er sich anschickte, mithilfe zufällig herbeigeeilter Helfer eine große Plane über seine Marktbude zu ziehen, um sich und seine Ware gegen den feuchten Novemberwind zu schützen, wurde seine Arbeitsweise überlegter. Er kletterte keuchend auf seine kleine Leiter, und während er sich Sprosse um Sprosse dem Himmel näher schob, zog er den Zipfel einer Plane mit sich, raffte dann den Rest des schweren Tuches zu sich nach oben und warf schließlich mit einer weit ausholenden Bewegung seiner langen Arme die sich öffnende Plane über die Querlatten. Gleichzeitig dirigierte er seine Helfer, die seine Kommandos mit schiefem Grinsen ausführten, mussten sie doch über ihren Köpfen endlos an den herabhängenden Enden der Planen herumzerren, bis deren passgenaue Lage erreicht war. Dann richtete sich unser Freund auf seiner schwankenden Jakobsleiter auf und so, dem Himmel ein Stückchen näher als jeder andere Mensch, betrachtete er zufrieden sein Werk und grüßte freundlich von oben herab die ganze Welt.

Nachdem dieser Menschenfreund die rohen Bretter des Verkaufstisches mit einem Tuch aus gold- und blaugemustertem Samt abgedeckt hatte, begann er vorsichtig und liebevoll, ja fast zärtlich die schweren Bonbongläser aus den Transportbehältern hervorzuheben, glitzernde Bäuche aus Glas, die ihre großmäuligen Öffnungen schräg nach oben aufrissen, und Reihe um Reihe wuchs die glänzende Parade der Bonbongläser. Dann wurden die quadratischen Blechkästen, unter deren Glasdeckeln andere Schätze hervorschimmerten, mit solcher Sorgfalt aufgestellt und zurechtgerückt, dass das zentimetergenaue Arrangement von Gläsern und Kisten zu einer pedantischen Ordnung geriet. Mit großen Augen bewunderten wir dieses Gesamtkunstwerk, das wie die Erscheinung aus einem Märchenfilm aus dem anfänglichen Chaos entstanden war. Mit langen

Hälsen entdeckten wir die von uns so geliebten Fruchtbonbons in der vordersten Reihe der Gläser, aus denen sie ihre Farbblitze und Aromawölkchen zu uns herüberschickten, diese roten, gelben, grünen, in die Form gepressten Zuckerfrüchte: duftende Erinnerungen an den letzten Sommer mit seinen Himbeeren und Johannisbeeren. Und noch bevor die ersten Kunden vor diesem Wunderwerk stehen blieben und ihre Geldbeutel zücken durften, war unser Freund erst einmal eifrig dabei, für jeden von uns eine ordentliche Menge dieser edelsteingleichen Kostbarkeiten in braune Papiertütchen abzufüllen, ohne sie vorher abzuwiegen. Mit einem Lachen herbeigewinkt, noch etwas unsicher und schüchtern, wie unserem Glück nicht trauend, drängelnden wir vor dem Marktstand herum, griffen gierig nach den Geschenken und schneller, als man bis drei hätte zählen können, wurde diese fette Beute von uns in Sicherheit gebracht, man kann ja nie wissen.

Ach diese „Bonbons“! Natürlich kannten wir dieses ins Deutsche geholte französische Wort, das so vornehm daher kommt; schließlich konnten wir es auf allen möglichen bunten Verpackungen lesen; aber diese bunten Lutschkugeln, die unser Freund hinter dem Rücken der Eltern uns zusteckte, waren eben keine „Bonbons“, sondern sie waren selbstverständlich „Gutsele“. Keinem von uns wäre es eingefallen, eine andere Bezeichnung als „Gutsele“ in den Mund zu nehmen. Die alemannische Wortform „Gutsele“ mag zwar in wörtlicher Entsprechung den gleichen Gegenstand wie das französische Wort „*Bonbon*“ beschreiben, aber ich bin mir sicher, dass ein Gutsele vom Katharinenmarkt in einem Kindermund ein ganz anderes, die Seele schmeichelndes Geschmackserlebnis bewirkt als ein „*Bonbon*“ im Mund einer vornehmen Dame, die sich eben mal gelangweilt aus der Kristalldose bedient.

Ich kann mich nicht erinnern, dass unser Freund in affige Jahrmarktspesen verfallen wäre, um seine Kundschaft anzulocken. Während andere Verkäufer vor ihrem Publikum Zoten rissen, zeigte unser Freund eine gediegene Gelassenheit und war darauf bedacht, jede unnötige Anstrengung zu vermeiden. In seinem bodenlangen weißen Arbeitsmantel, den er nie vorne zugeknöpft trug, stand er mit durchgedrückten Armen vornüber gelehnt auf seinen Verkaufstisch gestützt und blickte mit schief gehaltenem Kopf seiner herandrängelnden Kundschaft lächelnd entgegen. Er sprach zu seinen Kunden von den Vorzügen seiner Ware, beschrieb deren erfrischende Säure oder lobte das harmonisch abgerundete Aroma. Er komponierte diverse Mischungen nach dem Gusto des Kunden, wog alles korrekt

mit seiner Waage ab und schüttete die Ware sorgfältig in Tüten von passender Größe, bevor er, wie beiläufig und als sei dieses gänzlich Nebensache, das Geld des Kunden in Empfang nahm, ohne die Unterhaltung mit diesem zu unterbrechen. Gekonnt plauderte er, den Schalk im Gesicht versteckt, über die alle Menschenkinder verbindende Schwäche des zeitweiligen Naschens und verwies auf den Zucker als therapeutisches Mittel für höchstes Wohlbefinden.

Für jeden hatte er freundliche Worte. Wer sich von ihm bedienen ließ, sah sich einem väterlichen Menschenfreund gegenüber, der ihm aufmerksam in das Gesicht blickte. Er nahm sich Zeit für seine Kunden und verabschiedete die Leute mit Komplimenten, ohne sich anzubiedern. Flogen spaßige Zurufe aus der Menge herbei, wurden diese Scherze von unserem Magier aufgegriffen und dermaßen schlagfertig zurückserviert, dass sich die Leute vor Lachen bogen. Andererseits verwirrte sein gepflegtes Äußere die Leute. Unser Freund leuchtete in der hemdsärmeligen Umgebung jener Tage wie ein Paradiesvogel im Gehege von plumpen Landhühnern. Sein kultiviertes Benehmen schuf trotz aller Leutseligkeit eine Distanz zu den Menschen auf der anderen Seite des Verkaufstisches, die – so meine Vermutung – von unserem Magier bewusst aufrecht erhalten wurde. Die Menschen auf dem Markt konnten diesen Menschen und seinen kurzen Auftritt nur unter den bunten Lichtern seiner Verkaufsbude erleben und wollten es zunächst nicht glauben, dass in dieser offensichtlich teuren Kleidung kein Lackaffe steckte, der sie nicht für voll nahm. Ja so ein gestandenes Mannsbild! Muss der hier bei uns so ein unernstes Zeugs verkaufen! Ja, wenn er Werkzeug oder Stiefel hätte! Aber nicht wenige seiner Kunden werden die schwarze Melancholie gespürt haben, die dieser Mann geschickt vor den anderen verborgen hielt, und vielleicht werden sie geahnt haben, dass die vornehme Art dieses seltsamen Mannes aus einer tiefen Verpflichtung ihnen gegenüber entstanden war und aus seinem Herzen stammte.

Oft genug, wenn wir Bengels in diesen aufregenden Stunden wieder einmal an seinem Süßwarenstand vorbei rannten – und wir rannten oft vorbei, wenn wir uns nicht sogar auffallend oft an den Ecken dieses Marktstandes herumdrückten – wurden wir mit freundlichen Worten herbeizitiert, und dann hielt er es manchmal für nötig, in gespielt ernstem Ton eigentümliche Ermahnungen auszusprechen. Drückte er eine pralle Tüte in unsere klebrigen Kinderhände, dann hörten wir solche Sprüchlein wie: „Nie mehr als eins pro Nacht und

Tag, dann reicht's bis hin zum Weihnachtstag“, oder sein mir heute noch vertrautes: „gell, aber erscht nooch'm Esse“, oder: „hebs'dr guet uff.“

Aber kein Kind dieser Welt nimmt solche Ermahnungen ernst, und wenn er uns mit seinem Lächeln beschenkte, dann wussten wir, dass er uns schon im Voraus alles verziehen hatte, schließlich war er der große Verbündete. Seine Aufmerksamkeit, wenn er sich aus der Höhe seiner nach Kölnischwasser duftenden Erscheinung herabbeugte und einem die Hand auf die Schulter legte, war eine ungeteilte Zuwendung; sein Lächeln war ein Ernstnehmen, das uns unendlich wohl tat bei all den stirnrunzelnd vorgebrachten Flüchtigkeiten, mit denen man uns Kinder so gerne abfertigte. Sein Lächeln war für uns der schönste Beweis seiner Freundschaft.

Dann war der Katharinenmarkt vorüber, die Marktstände abgebaut und im Depot verstaut. Karusselle und Autoscooter waren im Novembernebel weitergezogen wie flüchtige Schemen, die uns ihre kurze Existenz nur vorgegaukelt hatten. Nur in den Kästen und Schubladen unserer Kinderzimmer duftete es noch lange nach den Frucht- und Kräuterbonbons unseres Freundes, die wir schlau in den hintersten Ecken versteckt hielten. Mochte sich alles um uns herum verändern, mochte nichts auf dieser Welt gewiss sein und mochte uns noch vieles genommen werden: jedesmal wenn wir uns heimlich diese Früchte einer glücklichen Erfahrung in den Mund steckten, verlor das Sausen der Zeit etwas an Tempo und wir waren sicher aufgehoben in den bleibenden Momenten einer schönen Erinnerung.